



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Vivaldi: Dorilla in Tempe; Romina Basso, Serena Malfi, Marina de Liso, Lucia Cirillo, Sonia Prina, Christian Senn, Coro della Radiotelevisione svizzera, I Barocchisti, Diego Fasolis (2016); Naïve (2 CDs)

Das Sujet ist skurril und hochdramatisch zugleich. Ein Ungeheuer bedroht das Tempe-Tal. Die Königstochter Dorilla soll geopfert werden. Es rettet sie der als Hirte verkleidete Gott Apollo. Den soll Dorilla dann heiraten, obwohl sie einen anderen Hirten liebt. Am Ende bringt der Gott alles in Ordnung. Diego Fasolis findet über drei Akte hinweg aber einen bestimmten fröhlichen und zugleich sentimental Tonfall und macht das Werk jenseits aller barocker Sängervirtuosität zu einem fast anrührenden Kammerspiel. Das Orchester ist aufs Feinste austariert, zeigt ländlich polternde Hörnerrufe und im nächsten Moment elegante Streicherfinessen. Die Rezitative wirken szenisch prägnant wie Schauspiel-dialoge, garniert durch allerlei Spezialitäten des Continuo wie zum Beispiel eine gluckende Orgel, wenn das Ungeheuer naht. An jeder Ecke dieser bunten Zweieinhalbstunden-Oper gibt es ein neues klangliches Detail zu entdecken wie in einem musikalischen Naturgarten.

Aber vor allem ist man Gast eines Sängereffests. Unter den vier Mezzosopranistinnen, der Altistin und einem Bariton zeigt Romina Basso in der Titelpartie immer noch ein bisschen mehr Ausdruck, wenn sie ihre feinen, leicht schluchzenden Portamenti anbringt, ein bisschen mehr an Belcanto-Funken, wenn sie in der Arie „Come l'onde...“ im Dacapo Triller-Kaskaden zu ihrer ohnehin schon rasant virtuos- en Gesangslinie hinzufügt. Die anderen stehen ihr fast in nichts nach, der väterlich polternde Christian Senn als Königsvater oder Marina de Liso mit ihren schönen, langgezogenen Linien, wenn sie als Apollo im Hirtengewand sich Liebesschmerz einredet.

Dazu kommt ein Chor, der mal unbefangen-kindlich, mal ernst wie in einem Passionsoratorium singen kann. Eine weitere Perle in der mittlerweile auf 55 Editionen angewachsenen Vivaldi-Reihe des Labels Naïve.

Richard Lorber



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Händel: Lotario; Sophie Rennert, Marie Lys, Ursula Hesse von den Steinen, Jorge Navarro Colorado, Jud Perry, Todd Boyce, FestspielOrchester Göttingen, Laurence Cummings (2017); Accent (3 CDs)

Der eine will für sie sterben, der andere mit ihr leben – kein Wunder, dass die italienische Königin Adelaide sich für den deutschen König Lotario entscheidet und gegen Idelberto, den Sohn ihres italienischen Widersachers Berengar. Countertenor Jud Perry singt Idelbertos Arien mit schöner Empfindsamkeit und noblem Legato – dieser Träumer liebt wirklich. Seinen Vater Berengar hatte Händel mit einem italienischen Tenor besetzt, der schön timbrierte Jorge Navarro Colorado darf sich in den ersten beiden Arien der Oper als verblendeter Usurpator vorstellen. Dahinter steckt eine Frau: Antonia Margherita Merighi muss im Haymarket-Theater eine wahre Furie gewesen sein, und Ursula Hesse von den Steinen singt diese Matilde mit dämonischer Bosheit und prahlt in gepfeffertem Ziergesang mit der Ermordung von Adelaides Gatten. Todd Boyce ergänzt das Trio infernale als Feldherr mit gepanzertem Bariton.

Kaiser Otto I. alias Lotario wurde 1729 von Antonio Bernacchi gesungen, im Jahr 2017 fiel die Partie an die Mezzosopranistin Sophie Rennert, der hörbar mehr an der Liebe zu Adelaide gelegen ist als an der Unterwerfung Italiens. Aus der Besetzung ragt die Adelaide von Marie Lys im wörtlichen Sinne heraus, da sie die einzige Sopranpartie hat; bei der Uraufführung gehörte diese der Strada, und Marie Lys nutzt diese Chance zu brillantem Koloraturenzauber – hinreißend ihre triumphierende Arie „Scherza in mar la navicella“.

Die CD ist ein Live-Mitschnitt von den Göttinger Händel-Festspielen: Der musikalische Leiter Laurence Cummings bringt ein Plus an Lebendigkeit, aber dass der Regisseur weder Vertrauen in die musikalische Kraft der barocken Arien noch Respekt vor seinen Sängern hatte und es nicht nur in die schönsten Dacapos heftig hineinknachen ließ, mindert den Genuss an der Produktion.

Bernd Feuchtnner



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Un Opéra pour trois rois. Opéra-Pasticcio (Lully, Rameau, Gluck); C. Santon-Jeffrey, E. Baráth, T. Dolié, Purcell Choir, Orfeo Orchestra, G. Vashegyi (2016); Glossa (2 CDs)

Warum bloß haben Zusammenstellungen aus Opernteilen verschiedener Komponisten derzeit Hochkonjunktur? Immerhin kompilieren sie nicht nur Highlights, sondern ermöglichen auch eine (allerdings recht beliebige) Straffung der Stoffe. Für jemanden, der sich mit der französischen Oper nicht auskennt, ermöglicht das einen relativ einfachen Zugang und zugleich einen raschen Überblick. Dass der hier richtig Spaß macht, verdankt sich vor allem den Interpreten, die offenkundig mit viel Liebe und Freude bei der Sache waren. Auch wenn manches vielleicht arg großformatig wirkt, so gibt es doch auch offenbar tief empfundene leise Töne und zarte Details.

Reinmar Emans



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Verdi: Otello; N. Schukoff, M. Moore, L. Lynch u. a., Gulbenkian Orchestra & Chorus, L. Foster (2016); Pentatone (2 SACDs)

Mit diesem Otello empfiehlt sich Nikolai Schukoff für die ersten Häuser. Seine Stimme hat den Schmelz für das Liebesduett am Ende des ersten Aktes, den Stahl für die Kommandogewalt und die Exaltation für den Untergang. Lawrence Foster ist ihm mit dem fulminanten Gulbenkian-Orchester ein mitreißender, präziser und dramatischer Begleiter. Lester Lynch hat die Kraft und Geschmeidigkeit für den Jago, doch nimmt man ihm eher den Heuchler ab, der Kreide gefressen hat, die Dämonie und das Spielerische fehlen. Melody Moore ist eine durchaus berührende Desdemona. Die Comprimarii wären, mit Ausnahme von Helena Zubanovs Emilia, noch besser, spielten sie mehr.

Bernd Feuchtnner

Leiden und leiden lassen

Oper auf DVD und Blu-ray:
die besten Neuerscheinungen der letzten Wochen

Luigi Rossis **L'Orfeo** ist der schöne Rest des gescheiterten Versuchs des Kardinals Mazarin, in Frankreich die italienische Opernkultur einzuführen. Das war 1647. So firmiert diese Auslegung des berühmten Mythos, die dramaturgisch so ganz anders vorgeht als Monteverdis „Orfeo“, immerhin als eine der frühesten Opern, die heute noch spielbar sind. Und wie! Rossi ist witzig, melodisch, frech, überraschend, kontemplativ und zu Herzen gehend, weil es schlecht endet.

1990 haben William Christie und Les Arts florissants den ersten mutigen Versuch unternommen, den Rossi-„Orfeo“ akustisch verfügbar zu machen. Und jetzt hat sich Raphaël Pichon, einer seiner musikalischen Ziehsöhne im Geiste, mit seinem grandiosen Ensemble Pygmalion daran gemacht, den „Orfeo“ neben einer klanglich erneut fantastischen Rekonstruktion auch szenisch zu vergegenwärtigen. 2016 kam diese ebenso einfache wie einleuchtende Inszenierung der Niederländerin Jestke Mijnsen in Nancy heraus; zum Glück wurde sie aufgezeichnet.

Zu sehen ist eine slapstickhaft komische, aber auch melodisch zartfühlende, schließlich todtraurige bürgerliche Hochzeit mit Hindernissen, mit einem mal zerstrittenen, dann wieder verliebten Brautpaar und mit schrägen Verwandten, die auch als Götter über und unter der Erde figurieren. Und man kann sich drei ausgesprochen kurzweilige Stunden laben an wunderfeinen Sängerdarstellern. Francesca Aspromonte gibt der Euridice verletzliche Passion, der Orpheus von Judith van Wanroij hat Wärme, Leidenschaft und Verzagtheit. Dritter im fatalen Dreieck ist der eifersüchtige Aristeo (die feurige Giuseppina Bridelli), der Euridice lieber tot als in der Hand eines anderen sieht. Für komische Momente sorgen auf dieser unbedingt sehenswerten DVD die Countertenöre Dominique Visse und Ray Chenetz.

In dieser im Royal Opera House aufgezeichneten Premiere von Bellinis **Norma** sieht der Titelheldin Vater Oroveso (meckrig: Brindley Sherratt) aus wie das Diktatorengepenst Franco. Sie selbst ist in einer Extremistensekte Oberpriesterin. Und entfesselt in einem Wald von Kruzifixen ein Theatrum sacrum und gleichzeitig profanum. Die Römer drohen

in der Kulisse, sie selbst hat mit deren Feldherren Pollione zwei Kinder und musste ihn an die jüngere Mitpriesterin Adalgisa (unschönes Timbre: Sonja Ganassi) abgeben. Deshalb tobt sie vor Eifersucht. Doch ist sie keine Medea. Sie nimmt die Schuld auf sich, will schlussendlich als Opfer für alle auf den Scheiterhaufen. Da „erlöst“ sie der kriegslüsterne Vater – durch Kopfschuss. So versuchen Alex Ollé und Valentina Carrasco als der bessere Kreativteil des vielbeschäftigten Fura dels Baus-Kollektivs in das mythenschwangere, aller himmlischen Melodien zum Trotz statische Singstück Plausibilität und Gegenwart zu bringen. Besser waltet im Graben der souveräne Antonio Pappano. Unter ihm klingt die gern als simpel geschmähte Partitur wie vergoldet, im bleichen Germanennachtlicht leuchtet es, die Noten werden kultiviert klanggeadelt.

Der spielerisch steife Joseph Calleja hat Attacke und Geläufigkeit für den unsympathischen Krieger Pollione. Die DVD lohnt sich besonders für Sonya Yonchevas Norma. Nach verhaltenem Rezitativanfang strahlt ihr leicht angedunkelter, angenehm geschärfter Sopran. Sie kann Mutter und Megäre, Machthaberin und Mätresse sein, ist gleißend absolutistisch, mit hohen C-Schleudern, aber auch von fraulich durchscheinender Weichheit. Was ihr noch fehlt, ist im Finale das letzte Pathos des Angerührtseins, der Schritt in die vokale Transzendenz. Aber mal ehrlich, ob das selbst die Callas in ihrer ersten Norma konnte?

Er scheint neben dem Simon Boccanegra die perfekte Altersrolle für den Bariton gewordenen Plácido Domingo: Giuseppe Verdis Francesco Foscari, greisenhafter Doge in Venedig, voll Würde und Weisheit, aber auch voll Schmerz. Und voll Vaterliebe zum Sohn Jacobo, den der nicht eben gute Machthaber in **I due Foscari** sterben sehen muss. Komponiert 1844, ist das eindimensional, schematisch. Aber

zwischen flotten Chören, der zum Barmen verdamnten weiblichen Hauptrolle, Jacopos Frau Lucrezia und dem kaum entwickelten Bassbösewicht Jacopo Loredano ragt stoisch der alte Stadthalter hervor.

Den singt Plácido Domingo inzwischen überall zwischen Wien und London, Madrid und Los Angeles. In Mailand hat ihm Alexander Pereira 2016 sogar eine Premiere spendiert. Die durfte Alvis Hermanis in altmodisch nichtssagender Prachtentfaltung inszenieren. Die Sänger können sich einzig auf das Singen konzentrieren. Was sie sehr gut machen. Viel raussholen kann der schön brumm-bassende Andrea Concetti als Loredano aus seiner flachen Partie nicht. Francesco Meli beweist wieder einmal, wie erstklassig er in unbedeutenderen Tenorrollen ist. Mit interessant scharfen, vollen Tönen präsentiert sich Anna

Pirozzi (Lucrezia) vokal glänzend, ihre Armbewegungen hat sie den Gondolieri abgeschaut. Plácido Domingo aber ist ein Kaufgrund. Mit geschickt eingedunkelter Stimme und vornehmer, nie übertriebener Charakterkunst kostet er diese Rolle voll aus. Am Pult lässt der Scala-Debütant Michele Mariotti ahnen, dass man von ihm viel hören wird, wenn er schon aus einem Verdi-Frühwerk so viele Farben und Schattierungen herauszuholen versteht.

Manuel Brug

Rossi: Orfeo; J. van Wanroij, F. Aspromonte, G. Bridelli, G. Semenzato, L. de Donato, D. Visse, V. Torres, Ensemble Pygmalion, R. Pichon. Regie: J. Mijnsen (2016); harmonia mundi

Bellini: Norma; S. Yoncheva, J. Calleja, S. Ganassi, B. Sherratt, D. Junghoon, V. Borovko, Chor und Orchester des Royal Opera House, A. Pappano. Regie: A. Ollé (2016); Opus Arte

Verdi: I due Foscari; P. Domingo, F. Meli, A. Pirozzi, A. Concetti u. a., Chor und Orchester des Teatro alla Scala, M. Mariotti. Regie: A. Hermanis (2016); cMajor

